



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schweizer Briefe.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gehaltne Zusicherung heißt nach den bisherigen Erfahrungen nichts anders als: Das Directorium ist vergeblich bemüht gewesen eine Sängerin zu engagiren, welche den Anforderungen, die das Publicum zu machen berechtigt ist, einigermaßen genügt, hat auch noch keineswegs Aussicht für alle oder mehre Concerte eine solche zu gewinnen, es zweifelt aber nicht, daß wie bisher für jedes Concert eine Dame zu finden sein wird, die die unvermeidlichen beiden Arien singt. Auch haben sich schon sovieler Virtuosen, namentlich Claviervirtuosen, die Beethovens Esdur-Concert zu spielen wünschen, angemeldet, daß sich voraussichtlich für kein Concert eine Lücke ergeben wird.

Vielleicht thut der Zufall im Laufe des Winters das Seinige, daß es hiermit besser ausfällt als es jetzt scheint. Aber das wird dem Bedauern und der Mißbilligung keinen Eintrag thun, womit man bei der Verwaltung eines großartigen Kunstinstituts die wichtigsten und edelsten Gesichtspunkte vernachlässigt und zurückgesetzt und selbst das, was als Hauptsache gelten soll, dem Spiel des Zufalls überlassen steht.

Schweizer Briefe.

Im schweizerischen Festkalender standen für den Monat Julius zwei Feste angeschrieben, das schweizerische Musikfest in Sitten und das eidgenössische Sängerfest in Winterthur. So verwandt die beiden Feste scheinen, soweit gehen sie doch auseinander; man könnte sie die Feste der musikalischen Aristokratie und der musikalischen Demokratie nennen.

Der Gedanke der schweizerischen Musikgesellschaft ist, die in der ganzen Schweiz zerstreuten Musiker alle zwei Jahre zu der Aufführung größerer classischer Musikwerke zu vereinigen, wozu die musikalischen Kräfte der einzelnen Schweizerstädte nicht ausreichen. Der Verein ist einer der ältesten in der Schweiz, da er schon seit Anfang dieses Jahrhunderts existirt. Seit dieser Zeit sind aber eine Menge von Veränderungen über die Schweiz gegangen, viele Vereine mit verwandter Tendenz sind entstanden; die schweizerische Musikgesellschaft hat aber zähe an ihren alten Formen festgehalten, weshalb sie gegenwärtig zu den unpopulärsten gehört.

Die Gründer der schweizerischen Musikgesellschaft waren meist reiche Dilettanten aus den patricischen Familien der größern Schweizerstädte oder aus der beneidenswerthen Classe gütergelegener Handels Herrn und Rentiers, welche nach des Tages Mühen die wandelbare Scala des Börsen- und Wechsel-

curses und des Prix courant der Waaren bei der Musikkala vergaßen und unter Leitung des obersten und renommirtesten Stadtmusici einige gleichgestimmte Freunde der holden Frau Musica um sich zu versammeln pflegten. Was sie mit löblichem Eifer im Kleinen versuchten, sollte die schweizerische Musikgesellschaft im Großen leisten. So wandern sie denn auch jetzt noch alle zwei Jahre zum musikalischen Congresse im gutgepolsterten Zweispänner, im Fond des Wagens Fräulein Tochter, welche dieses Jahr zum ersten Male ihre silberne Stimme vor einer größern Gesellschaft ertönen lassen soll, und hinten über den Kisten und Kasten wohlverpackt in elegantem Futterale die klagende Bratsche oder das sentimentale Fagott, das unter Papas kunstgeübten Händen dieses Jahr der Familie neue Lorbeern erwerben soll, an deren Erinnerung die heimathlichen Laren noch den ganzen Winter zehren werden.

Es wäre zuviel verlangt von diesen Musikern gewichtigen Klanges, daß sie Beethovensche Symphonien oder Händelsche Dratorien allein aufführen sollen. Da kennen die Herrn ihre Kräfte zu gut, und so werden denn auf die Zeiten des Musikfestes die Musiklehrer aus den großen und kleinen Städten des gemeinsamen Vaterlandes insgesammt aufgeboden, um bei dem Feste die ersten und schwierigern Partien zu übernehmen; zwischen den Productionen dieser kunstgeübten Hände klagen und summen und brummen dann gemüthlich die Flöten und Clarinetten und Violinen und Bratschen der Herrn Dilettanten. Die Fräulein Töchter im weißen Gewande mit rother Armbinde oder Busenschleife singen im Chor, während zur Uebernahme der Solopartien irgendeine renommirte Sängerin verschrieben wird.

So kommt es, daß an diesen sogenannten schweizerischen Musikfesten der größere Theil der dabei Thätigen aus fremden, für das Mitwirken besonders bezahlten Musikern besteht, und daß nur Dilettanten, die im Besitze eines modernen schwarzen Trackes und einer gestopften Börse sind, an diesen Festen theilnehmen können. Denn das versteht sich doch, daß auch die Delassements, die den anstrengenden Proben und Aufführungen folgen, nur von der feinsten Sorte sind. Ein bal paré, eine promenade à char, ein diner soupatoire gehören ganz nothwendig in das Programm jedes schweizerischen Musikfestes; hier revangirt sich dann auch die zweite Violine, das zweite Horn und das zweite Fagott für die Zurücksetzung beim Concert; hier übernehmen sie jetzt als Virtuosen die ersten Partien, während die ersten Violinen des Concerts sich bescheiden in irgendeine Ecke des Ballsaals drücken, um den etwas antiken Schnitt ihrer Trackflügel in dem schützenden Schatten einer Sophaecke zu verbergen.

Für Hebung der Musik in der Schweiz leistet die Musikgesellschaft gegenwärtig wenig; es fehlt ihr eben die Gliederung in cantonale und in locale Vereine, die zu einem gemeinsamen Zwecke zusammenwirken. Dergleichen

Bereine zählt aber jetzt die Schweiz mehre, die ein gesundes und kräftiges Leben entwickeln. In Bern hat Edele einen Verein für Aufführung alter classischer Musik gegründet, dessen Aufführungen sogar in der etwas nüchternen Bundesstadt allgemeinen Beifall sich errangen; in Basel führt Reiter mit dem durch ihn geleiteten Verein jeden Winter ein großes Oratorium mit vollständiger Orchesterbegleitung auf; von den großartigen Anstrengungen Zürichs, das letzten Winter Tonstücke von Richard Wagner in einer Vollkommenheit zur Aufführung brachte, die jeder fürstlichen Kapelle Ehre gemacht hätte, haben seiner Zeit die öffentlichen Blätter berichtet; Genf hat vor ungefähr einem Jahre ein Conservatorium für Musik gegründet; in Lausanne und St. Gallen zc. bestehen gleichfalls Musikvereine mit nicht unbedeutenden Mitteln. Alle diese Vereine sollte die schweizerische Musikgesellschaft als Glieder eines großen Ganzen in sich aufnehmen und in einen organischen Zusammenhang bringen, wie wir ihn bei den Gesangsvereinen finden werden; dann wäre möglich, nicht nur den ursprünglichen Zweck des Vereins besser als bisher zu erreichen, sondern auch auf die Hebung der Musik in der Schweiz einen wichtigen Einfluß zu gewinnen.

Merkwürdig war, daß dieses Jahr die Musikgesellschaft ihre Mitglieder nach Wallis berufen hatte. In den letzten Jahren der alten Bundesverfassung hatte man sich gewöhnt, die größeren schweizerischen Vereine beinahe ausschließlich in den größeren Städten der ebenen Schweiz zusammentreten zu sehen; seit der neuen Bundesverfassung zeigt sich das Bestreben, mit diesen Zusammenkünften auch in die innere Schweiz, in die Thäler vorzubringen, die dem gewöhnlichen Schweizerphilister nur aus seiner Schulgeographie und aus den Zeitungsblättern bekannt sind. Man kann dies mit dem leisen und den meisten noch unbewußten Streben nach größerer Centralisation zusammenstellen, der die Schweiz trotz aller lauten Stimmen, die sich dagegen erheben, langsam aber sicher entgegengeht.

Wol kann man sagen, Wallis ist für viele Schweizer erst seit 1848 bekannter geworden. Früher wegen der bekannten Halsauswüchse vieler seiner Bewohner in der übrigen Schweiz verspottet, dann wegen der blutigen Kämpfe seiner politischen Parteien gefürchtet, trat es mit dem Jahre 1848 in das friedliche Concert sämtlicher Cantone ein, und da vernahm auf einmal das große Publicum, was vorher nur wenigen Eingeweihten bekannt war, daß Wallis ein ganz ordentliches Land sei, das seine Genüsse und Schönheiten besitze, um die es andere Cantone sogar beneiden dürften. Die neue Bundesverfassung öffnete den trefflichen Walliser Weinen den Durchpaß durch den Canton Waadt, der bisher seinen la Côte und Yvorne durch einen Blocus hermétique von Zöllen vor einer Invasion dieses Rivalen geschützt hatte; im Saasthale und im Nikolaitthale am Fuße des Matterhorns und des Monte Rosa, oder wie es

dort in den deutschen Thälern heißt, des Gornerhorns, entdeckte man ein neues Oberland, reich an grandiosen Naturscenen, an Eissfeldern und Wasserfällen und mit einer vom Zusammenstoße mit der reisenden verdorbenen Welt noch unberührten Bevölkerung. Zuerst nur von den Gourmands der Naturbewunderer besucht, wuchs der Ruf dieser neu entdeckten Gebirgswelt von Jahr zu Jahr, und jetzt erheben sich in Zermatt, dem wallisfischen Interlaken, die Hôtels du Mont Cervin und du Monte Rosa, wo vor einigen Jahren nur elende hölzerne Hütten standen; auf dem Myffel, 10,000 Fuß über dem mittelländischen Meere, findet seit Anbruch dieses Frühlings der Tourist den bekannten Comfort schweizerischer Hotels. Wer möchte noch bezweifeln, daß Wallis nicht mit aller Gewalt in die allgemeine europäische Civilisation hineingerissen wird, lange bevor die neue Straße über den großen St. Bernhard mit dem gewaltigen Tunnel beendet ist, für dessen Herstellung die schweizerische Bundesversammlung in der letzten Sommer Sitzung einen Beitrag von 300,000 fl. votirt hat, oder bevor die projectirte und concessionirte Eisenbahn vom Genfer See nach dem stillen Sitten hinaufbraust, dessen gottesfürchtige Ruhe bis jetzt nur durch das Geläute der Kirchen- und Herdenglocken unterbrochen wurde.

Trotz seiner Abgeschlossenheit von der übrigen Welt hat es Wallis nie an gebildeten Männern gefehlt. Die politischen Geschäfte des Landes wurden von einer Anzahl adliger Familien geleitet, die ihren Reichthum und ihre Bildung in fremden Kriegsdiensten, vorzüglich in Frankreich, geholt hatten. Die Walliser sind, wie ihre ganze Geschichte beweist, ein kriegerisches Volk; daher haben sie zu den capitulirten Truppen in Frankreich, in Spanien und in Italien stets ein geringes Contingent geliefert; ihre Barmann, de Nuel, Niedmatten, Tassiner stiegen dort zu hohen kriegerischen Ehren, und wenn in neueren Zeiten der Canton Schwyz den Spaniern den Kriegsminister Blaser geliefert hat, der in seinem Vaterlande es nur zum Standesweibel hatte bringen können, so nimmt dafür Wallis die Ehre in Anspruch, Kalbermatten, den Kriegsminister von Pius IX. unter seine Bürger zu zählen. Zurückgekehrt in ihre Heimat lebten diese Herrn von ihren Pensionen und widmeten ihre Zeit den Landesgeschäften. Ist dies nun auch durch die Gunst oder Ungunst der Zeiten anders geworden, so ist doch noch manches Herrenhaus im Wallis Sitz französischer Bildung und alter französischer Courtoisie, und es ist nichts Seltenes, daß der Reisende in Oberwallis mitten unter Hirtendörfern ärmlichen Aussehens plötzlich auf ein stattliches Haus stößt, in welchem ein alter adliger Herr, ehemals in königlich französischen Diensten, jetzt unter seinen Pächtern das patriarchalische Leben eines Seigneurs alten Stils führt. Französische Sitte, städtisches Leben, Wein- und Getreidebau ist überwiegend im französischen Unterwallis; weitauseinanderliegende Dörfer und Höfe, Viehzucht und Wiesenbau charakterisiren das deutsche Oberwallis. Die Sprachgrenze, die mitten

durch den Canton geht, scheidet zwei nicht nur in Sprache, sondern in Charakter, Bildung, Lebensart und in ihren politischen Anschauungen ganz verschiedene Volksstämme, unten Burgunder, oben Allemannen oder, wie die Sage meldet, versprengte Gothen aus dem Reiche Theodorichs und Totilas.

Die Naturforschergesellschaft war der erste schweizerische Verein, der es wagte, in Wallis vorzudringen. Die Walliser hatten aber ihre gelehrten Miteidgenossen so herzlich aufgenommen, und ihnen die Merkwürdigkeiten ihres Landes in den Thälern und auf den Bergen, in Küche und Keller so bereitwillig gezeigt, daß die eidgenössischen Violinen, Bratschen und Contrebässe das folgende Jahr es ebenfalls wagten, über die Gemmi und durch das Felsenthor von St. Maurice nach Sitten aufzubrechen. Um bei den Gästen Ehre einzulegen waren die für das große und kleine Concert bestimmten Chöre, Symphonien und Ouverturen schon viele Wochen vorher eingeübt worden. In Sitten, in Martinach, in Monthey wurde vor dem schönen und vor dem starken Geschlechte mit Anstrengung mustirt und gesungen, als in der ersten Juliwoche Methfessel aus Bern und Richard Wagner aus Zürich eintrafen, um das Commando der eidgenössischen musikalischen Armee zu übernehmen. Richard Wagner war bestimmt, eine Beethovensche Symphonie zu dirigiren; er fand aber bei seiner Ankunft in Sitten das Theater freilich zum Ballsal hergerichtet und Triumphbogen und Ehrenpforten zum Empfange der Gäste gebaut; dagegen sollte die alte, im byzantinischen Stile gebaute Kirche als Concertsal dienen, und als der Maestro nach dem Orchester fragte, fand er erst einzelne zerstreute Elemente desselben beisammen. Sei es, daß er bei diesen mißlichen Aussichten an dem Gelingen des Unternehmens zweifelte, sei es, daß andere Gründe ihn verstimmt, genug, er reiste plötzlich wieder ab und überließ es seinem Colleggen Methfessel, die bald von allen Seiten anrückenden Sänger und Musiker zu einem homogenen Ganzen zusammenzustimmen.

Montag, 11. Juli, war die Probe des großen Concertes, in welchem laut Statuten nur größere classische Werke vor sämtlichen anwesenden Mitgliedern der Musikgesellschaft aufgeführt werden. Dieses Jahr sollten Neukomms Hymne an die Nacht, Mendelssohns Lobgesang und Beethovens Symphonie in A dur zur Aufführung kommen. Die Probe dieser aus allen Richtungen der Windrose zusammengekommenen Musiker ließ nicht viel Gutes erwarten; um so überraschter war man, als die Aufführung des folgenden Tages über Erwarten gelang. Es ist hier nicht der Ort, an eine solche Production den Maßstab der strengen Kritik anzulegen; wir suchen die Wichtigkeit mehr in dem culturhistorischen Moment, das die Aufführung in sich bergen kann, und dies möchte im gegenwärtigen Falle nicht gering sein. Seit der Monte Rosa steht, und die Rhone ihre grünen Wasser von der Furka in den Lemensee hinunterwälzt, war es das erste Mal, daß dieses Land Beethovensche und Mendelssohn'sche

Compositionen mit einer solchen Tonmasse zu hören bekam. Dem aufmerksamen Beobachter des Volkslebens waren auch die überraschten Mienen der in Menge zusammengeströmten Zuschauer so interessant als die Aufführung selbst. Erst verwirrt über das noch nie Gehörte, schienen die Gemüther allmählig in dem Strome der auf sie herunterstutenden Töne sich zurechtzufinden; dann ihre Bedeutung zu begreifen, endlich wurden sie von ihnen hingerissen, wie die andächtige Stille, die dem Schlusse jeder Nummer folgte, deutlich zeigte. Ob der Bischof von Sitten wol eine Ahnung hatte von der culturhistorischen Wichtigkeit der Musik, als er bereitwillig seine Kirche, in welcher bis jetzt nur die Sequenzen und Antiphonen seiner Domherrn ertönten, zum ersten Male dem Beethoven und Mendelssohn öffnete, und mit seinem ganzen bischöflichen Gefolge der Aufführung bewohnte?

Mittwoch folgte das kleinere Concert, für kleinere Tonstücke und die Productionen einzelner Sänger und Musiker bestimmt; es ist der Tag, an welchem dem Musiker von Fach Gelegenheit gegeben wird, sich hören zu lassen. Wir schreiben auch hier das Programm nicht ab, und begnügen uns, die größeren Productionen dieses Concertes aufzuzeichnen: die Obur-Symphonie von Nils Gade und die Ouverture zu Webers Euryanthe. Mehre Sänger und Sängerinnen ließen sich hören; doch fehlte der bekannte Walliser Sänger Mengis, der gegenwärtig den californischen Goldgräbern in St. Francisco die berühmte Arie „das Gold ist eine Chimäre“ singt, den Spruch aber zum Nutzen und Frommen seiner Börse anzuwenden versteht. Wenden wir uns jetzt aus dem glattgebohten Salon der Musikgesellschaft und von ihrer gemessenen Etiquette zu der Sängerhütte des schweizerischen Sängervereins, der ungefähr um die gleiche Zeit in Winterthur zusammenkam. Hier rauscht das Volksleben mit vollem Strom und die Wellen der Freude schlagen zusammen in bestäubendem Jubel.

Die Gesangsvereine sind ein bedeutendes Culturelement für die Schweiz geworden. Das Verdienst, dieses Element des Volksgesanges erkannt und durch Schrift und Wort zu seiner allgemeinen Einführung angeregt zu haben, gebührt dem Züricher Hans Georg Naegeli. Ein philosophischer Kopf und mit den Resultaten der deutschen Philosophie, namentlich Kants, bekannt, fasste er die Idee der Volksbildung von einem ideellen Standpunkte: die Kunst sollte die Sendung haben, die Menschen sittlich und religiös zu heiligen; als das Bildendste und Bleibendste in der Lichtwelt der Kunst galt ihm aber das in schöner Tonform gesungene Wort. Der Idee, den Gesang zu einem mächtigen Erzieher des Volkes zu erheben, war sein ganzes Leben geweiht. Ueber 2600 größere und kleinere Arbeiten hat er in dieser Richtung vollendet. Als Pädagog schrieb er im Geiste Pestalozzis mehre theoretische Werke und Anleitungen zum Gesange; als Componist bedachte er das ganze Volksleben in

allen seinen Schichten von den Liedern für die Schuljugend bis zu den vierstimmigen Chören für Männer; die von ihm angestrebte Reformation des Kirchengesangs umfaßte beide Confectionen; so bearbeitete er nicht nur sein beliebtes Züricher Kirchengesangbuch, sondern auch die Kirchengesänge für das Bisthum Constanx. Mit Recht nennen ihn daher die schweizerischen Sängervereine ihren Vater auf dem Denksteine, den sie ihm im Jahre 1848 in Zürich setzten. Durch ihn wurde der schweizerische vierstimmige Männerchor gegründet, und seinem begeisterten Wirken verdankt es der Gesangunterricht, daß er seit der Regeneration des Volksschulwesens in den dreißiger Jahren überall unter die Gegenstände des Primarunterrichts aufgenommen wurde.

Die Saat, die Naegeli ausstreute, ist seither zu einem mächtigen Aehrenfelde herangereift, und so war es natürlich, daß die vielen tausend Sänger in allen Theilen der deutschen Schweiz das Bedürfnis fühlten, sich zu vereinigen. Diese Vereinigung geschah stufenweise, wie das Bedürfnis und die Lust an größeren Gesangsaufführungen wuchs; die Localvereine traten zusammen in Bezirksvereine, diese sammelten allmählig ihre Kräfte in Cantonalvereinen, und endlich trat als letztes, alle Vereine in sich aufnehmendes Ganzes der eidgenössische Sängerverein hinzu. Es gibt gegenwärtig keinen Canton in der deutschen Schweiz, der nicht seine Gesangsvereine hat, in den meisten ist die Gliederung, die wir genannt, durchgeführt, in keinem aber vollständiger und ineinandergreifender als im Canton Bern. So ist jeder Sommer reich an Gesangsfesten: bald hält ein Bezirk sein Bezirksfest, und die umliegenden Bezirke schicken ihre Abgeordneten, oder ein Canton feiert sein Cantonal-sängerfest, zu dem die Sänger der angrenzenden Cantone geladen werden. Dahin zieht man dann nicht im reichgepolsterten Zweispänner, sondern auf langen Leiterwagen, verziert mit Mooskränzen und flatternden Bändern, halten die Sänger ihren Einzug, und es ist kein Dörflein so klein, eine Fahne wenigstens muß darin sein; an einem solchen Tage wird sie entfaltet, und verschönert dann natürlich durch ihr lustiges Flattern um ein Merkliches die Schönheit des Tages.

Winterthur hatte es unternommen, dieses Jahr die eidgenössischen Sänger zu versammeln, Winterthur, die freundliche, gewerbreiche Stadt, von der man in der ganzen Schweiz mit respectvoller Miene erzählt, sie besitze das größte Communalvermögen und vertheile jedem ihrer Bürger jährlich soviel an „Bürgergenuß“, daß, wenn er es nicht zu hoch treibe, er füglich davon leben könne. Wenn auch ersteres wahr, so wird man in letzteres einen wohlbegründeten Zweifel setzen beim Anblicke der vielen Fabrikgebäude Winterthurs; Leute, die solche Häuser bauen und bevölkern, leben nicht von „Bürgergenuß“.

Winterthur gehört nicht zu den „Hauptstädten“, die bis jetzt allein die Ehre in Anspruch genommen hatten, die eidgenössischen Sänger in ihre Mauern

einzuladen, Spornes genug für eine demokratische Provinzialstadt, zu zeigen, daß man Empfang und Bewirthung eidgenössischer Gäste verstehe, ohne eben zu den sogenannten Hauptstädten zu zählen.

Winterthur hat keine Kirche, geräumig genug, die tausende von Sängern und Zuhörern zu fassen; was thut das zur Sache? Man baut für das Fest eine eigne, geschlossene Sängerkirche aus Holz, 260 Fuß lang und 95 Fuß hoch und groß genug, in ihrem Hauptschiffe und den beiden Nebenschiffen und auf ihren Tribünen und Galerien 6000 Menschen zu fassen. Die langgestreckten Gassen Winterthurs verwandeln sich in einen Garten von Blumengewinden, die sich von Haus zu Haus und über die Straßen ziehen, von Ehrenpforten und Triumphbogen; die silbernen Becher, aus denen die Gäste den Willkommtrunk in bestem Winterthurer trinken sollen, werden blank geschauert und auf dem Stadthause sammeln sich ungeduldig die Mitglieder der vielen Comités.

Sonntag, den 16. Juli, Morgens 10 Uhr fand die feierliche Uebergabe der Fahnen statt. Die eidgenössische Fahne, welcher die Züricher eine Bedeckung von Veritlenen mitgegeben hatten, flatterte bald, umweht von beinahe hundert Vereinsfahnen von dem Stadthause herunter. Den Willkommreden folgte der Chor „Rufft du, mein Vaterland“ und der Ehrentrunk, worauf sich die Sänger zerstreuten; um beim gemeinschaftlichen Mittagmahle sich wiederzutreffen.

Allein heute galt es, nüchtern zu bleiben; denn Nachmittags sollten die Wettgesänge zur Aufführung kommen. Neunzehn Vereine hatten sich zum Wettgesingen gemeldet, und eine einladende Reihe kunstreich gearbeiteter Pokale winkte den glücklichen Siegern. Da hieß es seine Kräfte zusammenhalten. Mit ängstlicher Sorgfalt wachten daher die Directoren über die wettgesingenden Kehlen ihrer Untergebenen, damit nicht eine plötzliche Heiserkeit der ersten Tenore die Anstrengungen vieler Wochen auf einmal vernichte, oder ein zu lebhaft gewordener Bass den richtigen Moment des Einfallens und damit auch die Ehre des Tages verpasse.

Die Aufzählung aller wettgesingenden Vereine und die Kritik der Leistungen eines jeden gehört nicht hierher; wir begnügen uns, den allgemeinen Eindruck des Ganzen zu skizziren. Aufgefallen ist, daß die Wahl der meisten zum Wettgesingen bestimmten Stücke auf Compositionen von vorwiegend sentimentalem Charakter fiel, und es machte bisweilen einen eigenthümlichen Eindruck, einen Chor von kräftigen, härteren Männergestalten sich abmühen zu hören, ein recht leises Pianissimo hinzuhäuschen; bei andern mochten die Schwierigkeiten, welche die Composition zu überwinden gab, mehr zur Wahl beigetragen haben, als der musikalische Werth. Wir hätten markigere, einfachere Tonstücke gewünscht, achten Männergesang. Vielleicht mochten die Grundsätze, nach welchen die Kampfrichter die Wettgesänge zu beurtheilen hatten, manches zu solchen Ver-

irungen beigetragen haben, wie denn auch dieses Institut der Kampfrichter noch bei jedem Sängeresfe Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hat und Schuld ist, daß manche Vereine, die sich hintangesetzt glaubten, sich gar nicht mehr beim Wettfingen betheiligen. So hatte vor einigen Jahren die Frage, ob die Reihen der Appenzeller zum Wettfingen zugelassen werden dürften, lebhaft Debatten in einem solchen Kampfgerichte hervorgerufen. Rüfen, den ein reicher Appenzeller auf eigne Kosten nach dem Appenzeller Lande geladen hatte, um seine gefangenslustigen Landsleute mit ihren hellen Tenorstimmen im Gesänge auszubilden, soll sich für die Zulassung ausgesprochen haben; die andern Kampfrichter sprachen dagegen den Jocklern den musikalischen Werth ab. So kam es, daß die Appenzeller nicht den Rang erhielten, den sie für ihre Leistungen sich versprochen, und den der Beifall des Publicums ihnen gewährte, und seit dieser Zeit haben sie sich von den eidgenössischen Sängeresfesten zurückgezogen. Aehnliches passirte auch in Winterthur. Der Verein von Altdorf, der zum ersten Male das eidgenössische Sängeresfest besuchte, war von dem Kampfgerichte an den letzten Platz gesetzt worden, und zog zornig ab, ohne die ihm zuge dachte Ehrengabe in Empfang zu nehmen.

Der zweite Tag des Festes versammelte die Sänger, die sich von den Anstrengungen des in der Sängerkirche froh verlebten Abends erholt hatten, zu einem Orgelconcerte in der Hauptkirche und dann zur Probe der Hauptaufführung. Diese fand Nachmittags in der großen Sängerkirche statt. Der Eindruck dieser von 2000 Sängern aufgeführten Chöre war mächtig, doch nicht so gewaltig, als man es von dieser Tonmasse erwartet hatte, eine Erfahrung die man auch schon bei den Sängeresfesten gemacht, die nicht in hölzernen Hallen, sondern in gut akustisch gebauten Kirchen gehalten wurden. Auffallend war, daß, während bei andern Sängeresfesten die Wettgesänge mehr versprochen als die Gesamtauführung, dieses Mal die Stimme des Publicums sich eher zu Gunsten der letztern aussprach, was wir dem schon von uns gerügten zu gleichartigen Charakter der Wettgesänge und ihrer zu großen Anzahl zuschreiben.

Der Rest des Tages war der Eröffnung des Spruches der Kampfrichter, der Uebergabe der Preise und den Freuden der Tafel und des Bechers geweiht. Schnyder von Wartensee als Vorsitzender des Kampfgerichtes eröffnete den Spruch und würzte die Ueberreichung der Ehrengaben mit manchem launigen Spruche in seiner Luzerner Mundart. Gewaltigen Jubel erregte es, als der Stuttgarter Verein (der einzige deutsche, der am Feste theilnahm) hervorgerufen und mit einem prächtigen Trinkhorn als Erinnerungszeichen an die froh verlebten Stunden bedacht wurde. So sehr es auch manchen drücken mochte, beim Bankette in der Sängerkirche seiner gehobenen Stimmung in einem Trinkspruche Ausdruck zu geben, so ließ doch der stürmische Festjubiläum niemand zu Worte kommen; einzig dem Redner der Stuttgarter horchte man.

Am andern Morgen stoben die Sänger auseinander, und die Sängerkirche blieb einsam zurück, träumend über das in ihren Räumen so schnell aufgeblühte und erstorbene Leben.

Neue historische Schriften.

Geschichte der letzten vierzig Jahre von Eduard Arnd. Supplement zu allen Ausgaben von K. F. Beckers Weltgeschichte. Erster Theil. Berlin, Duncker und Humblot. —

Das große Glück, welches die Beckersche Weltgeschichte ihrer Zeit gemacht hat, erklärt sich theils aus der sehr gewandten, leichtfaßlichen und die Hauptpunkte hervorhebenden Erzählung, theils aus der Freiheit von Voraussetzungen und Vorurtheilen, die sie wenigstens bis zu einem gewissen Grade behauptete. Sehr vorthellhaft war namentlich für jeden, der Sinn für Thatfachen hatte, der Abstich gegen die Rottecksche Weltgeschichte, in welcher man wenig mehr als eine sehr oberflächliche Tendenzschrift zur Empfehlung des constitutionellen Princips sehen konnte. Das Werk hat seit der Zeit eine ziemliche Reihe von Umarbeitungen erlebt, und man kann wol sagen, daß von der alten Fassung nicht mehr viel Anderes geblieben ist als die Firma. Das Merkwürdigste ist dabei, daß eine gewisse Symmetrie sich doch immer erhalten hat, obgleich die Bearbeiter sehr verschiedenen Parteien, zum Theil sogar sehr verschiedenen Bildungsstufen angehörten.

Eine Arglosigkeit der Erzählung, wie sie zu Anfang dieses Jahrhunderts möglich war, (die erste Ausgabe der Weltgeschichte erschien 1804) ist im gegenwärtigen Augenblick nicht mehr denkbar, am wenigsten in den Partien, die auf das Gebiet der neueren Geschichte eingehen. Wer es gegenwärtig unternehmen wollte, die Erlebnisse der letzten Zeit unparteiisch d. h. ohne directe Theilnahme für irgendeine der die Zeit bewegenden Ideen darzustellen, würde bei keinem Theile des Publicums Beifall finden. Denn soweit hat sich das politische Leben doch bereits ausgebildet, daß jeder im Volke mit seinen Wünschen und Hoffnungen oder auch nur mit seinen Befürchtungen auf einer Seite steht, und daß er von dem Geschichtschreiber erwartet, in seinen Ueberzeugungen bestärkt, in seiner Erkenntniß der Gründe, die ihn an die bestimmte Partei binden, gefördert zu werden. Es kommt nur darauf an, daß die politische Ueberzeugung auf die Darstellung der Thatfachen keinen schädlichen Einfluß ausübt, und daß sie sich soweit in der Mitte der Gegensätze hält, um nach allen Seiten hin wenigstens verstanden zu werden. Es ist das ein Punkt, den man im Auge behalten muß, wenn man die Beobachtung macht, daß in Zeiten einer